

Klaus Harpprecht

Die Glosse: Die Zukunft wohnt in der Provinz

Wie weiter in Frankfurt? Das nächste Mal Schottland? Oder Wallonien, der französisch geprägte, oder Flamländ, der niederländisch bestimmte Partner der brüchigen belgischen Ehe, die keine Seele mehr glücklich zu nennen wagt – gewiss keine Liebesee, kaum mehr eine Vernunftede, nur noch mühsam zusammengehalten vom Königshaus (trotz seiner schwindenden Autorität) und von der europäischen Hauptstadt Brüssel mit ihren Regenten und dem Heer der so genannten Technokraten, die nicht eines bösen Morgens aufwachen wollen, um mit aufgerissenen Augen und Mäulern festzustellen, dass sie sich nicht mehr in Belgien, sondern im Niemandland, vielmehr auf einer namenlosen Insel zwischen Flamen und Wallonen befinden? Und irgendwann, Gott behüte, Bayern, das sich zu diesem Behufe freilich erst eine Literatur zulegen müsste, die sich nicht in den Werken Ludwig Thomas, Oskar Maria Grafts und Herbert Achternbuschs erschöpft.

In diesem Jahr richtet sich der Blick auf Katalonien, nicht zur ungetrübten Freude aller National-Spanier, die es bitter ankommt, der autonomen Region mit seiner vitalen Metropole Barcelona eine eigenständige Kultur und eine Literatur von internationalem Gewicht zuzugestehen. Und morgen?, fragen sie mit gefurchter Stirn? Womöglich als Generalthema das Baskenland, das ohne Zweifel über eine unverwechselbare Sprache und eine originelle Literatur verfügt, die sich nicht im separatistischen Protest erschöpft? In diesem Fall, dessen darf man gewiss sein, würde sich das Kulturministerium in Paris nicht nur mit einem diskreten Hüfteln zu Wort melden, denn die baskische Unabhängigkeitsbewegung, die sich keineswegs nur poetischer Waffen bedient, bedroht gelegentlich

durch die militanten Sekten der Minderheit im Südwesten den grundfranzösischen Glaubenssatz von der *république une et indivisible*.

Kataloniens machtbewusstes Verlangen nach wachsender Selbstständigkeit schaffte sich bisher weder mit Bombendrohungen, noch mit blindwütigen Mordanschlägen Gehör, sondern pocht auf die eindrucksvolle wirtschaftliche Leistung der Region und auf die Energien wohl organisierter Parteien, die jede unguete Erinnerung an das anarchistische Chaos der düsteren Bürgerkriegsjahre längst ausgelöscht haben.

Indes, die zentralistischen Starrköpfe in Madrid, die sich vergebens gegen das Frankfurter Experiment auflehnten, werden von der Qualität und der Quantität der katalonischen Repräsentation glänzend widerlegt. Es ist offensichtlich: das Königreich Spanien, das die schwere Erbschaft der Franco-Diktatur übernahm, hat als eine Föderation starker Regionen seine angemessene Staats- und Lebensform gefunden. Damit fügt sich Spanien in eine gesamteuropäische Entwicklung ein – und die Messe-Geister am Main dürfen behaupten, ihre Entscheidung für Katalonien sei immerhin ein Beweis, dass sie mit ihren Büchertürmen auf der Höhe der Zeit etablierten.

Nein, wer durch die endlosen Straßen der Bücherstadt in den Messe-Hallen wandelt, braucht keine Nachhilfestunden in der Klippschule des Marxismus, um zu begreifen, dass jedes Element der geschhenden Geschichte seine eigene Dialektik entwickelt. Man mag darin auch, ohne den alten Bart aus Trier zu bemühen, die Ironie des lieben Gottes erkennen. Die Tendenz der Moderne, immer größere Einheiten zu schaffen, produziert zugleich eine Gegenentwicklung, die bestrebt ist, das

Feld des Kleinen, Überschaubaren, Vertrauten umso hartnäckiger zu verteidigen. Die gefährliche Neigung zur Zentralisierung, für die unsere Staatsleute noch immer anfällig sind, wird im Glücksfall durch die Mobilisierung dezentralisierender Energien halbwegs ausgeglichen. So bescherte uns – siehe Spanien – die fortschreitende Vereinigung der Staaten und Völker Europas mit einer geradezu fraprierenden Folgerichtigkeit die Wiederentdeckung der Provinzen und der Regionen des alten Kontinents, die lange, allzu lange im Schatten der zentralistischen Nationalstaaten politisch und kulturell zu verdämmern schienen.

Nicht über Nacht, doch mit wachsendem Vergnügen wurden wir gewahr, dass der partiell föderativen, partiell konföderativen Struktur der Europäischen Union ein Prozess der inneren Föderalisierung der Mitgliedstaaten entspricht, die für Frankreich eine Offenbarung ist, die es nur zögernd akzeptiert: doch der klassische Nationalstaat (vielleicht der einzige, der diesen Anspruch jemals erfüllte) – seit der Epoche Ludwig XIV., vor allem aber seit der Großen Revolution und dem Imperium Napoleons immer straffer und härter zentralisiert – erlebt seit dem Anbruch der Fünften Republik einen gegenläufigen Prozess der Dezentralisierung, der mühselig, schleppend, manchmal quälend langsam ist – und dennoch, trotz aller Widerstände, bisher von keinem der Nachfolger von Charles de Gaulle aufgehalten wurde. Man könnte ihn als eine stille Revolution bezeichnen. Allein der Begriff der »Föderation« – vor zwei Jahrzehnten noch völlig tabuisiert, ja fast ein Schmähwort – wurde plötzlich diskutabel, als Jacques Delors, der große Präsident der Europäischen Kommission, mit genialer List die Union als eine »Föderation der Nationalstaaten« beschrieb. Das mag ein Widerspruch in sich selber sein, aber dies stört niemanden mehr (denn auch Frankreich beugt sich in Wirklich-

keit nicht allzu gern und nicht allzu oft den dürren Gesetzen der cartesianischen Logik). Nicht lange danach wagte die Redaktion der Zeitschrift DEBAT eine Diskussion über die Föderalisierung – nein, nicht nur Europas, sondern auch Frankreichs selbst: eine Zäsur, die Jean-Marie Colombani, einst Chef von LE MONDE, mit historischem Witz als einen späten Triumph der liberalen Partei der *Gironde* über den Ultrazentralismus der Jakobiner gefeiert hat.

In der Tat: Europa hat Frankreich tief verändert, ohne dass es seine Bürger so recht wahrnehmen wollten – und zwar durchaus zum Positiven. Seine einst so rücksichtslos ausgebluteten Provinzen, die vor allem dazu bestimmt zu sein schienen, dem schönen Monster Paris die Früchte des Landes und des Fleißes seiner Untertanen, vor allem aber ihre Talente (und die hübschesten ihrer jungen Damen) auszuliefern – denn nur in der Hauptstadt bot sich die Chance, Karriere und ein Vermögen zu machen –, sie blühen nun wieder auf, gewinnen ihre Vitalität, ihren Elan, ihre Produktivität und keinen geringen Stolz auf den eigenen, so lange verschütteten Charakter zurück. Frankreich wird bunter, vielgestaltiger, reicher – vielleicht um den Preis einer gewisser Unübersichtlichkeit, der keineswegs zu hoch ist, denn sie verstellt vor allem den Advokaten der Stromlinien-Demokratie dank einer natürlichen Umständlichkeit ihre Bahn, was sich auf lange Sicht oft genug als ein wahrer Segen erweist. Auch die Deutschen, die sich allzu eifrig ans Werk machen, die Widerstände und Unebenheiten des Föderalismus glatt- oder am liebsten ganz abzuschleifen, sollten sich von Zeit zu Zeit der unbequemen Wahrheit entsinnen, dass der kürzeste Abstand zwischen zwei Punkten nicht immer der sicherste, noch nicht einmal der rascheste Weg ist.

Die Präsidenten der französischen Regionalparlamente – in mancher (freilich nach wie vor eng beschränkten) Hinsicht

den Ministerpräsidenten der deutschen Länder vergleichbar –, sie haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Verfügung über beachtliche Budgets, eine wachsende Autorität (zum Beispiel in den Feldern der Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung, der Agrarindustrie, des Gesundheits- und sogar des Erziehungswesens), damit auch ein politisches Ansehen gewonnen, das die Regenten im Pariser Elysée-Palast dem *Hotel Matignon* (in dem der Premierminister residiert), in der Nationalversammlung und in den Parteizentralen keineswegs mehr gleichgültig lässt.

In Wirklichkeit sind die Regionalparlamente, die allesamt – das konservative Elsass die einzige Ausnahme – von den Sozialisten kontrolliert werden, das einzig nennenswerte Gegengewicht, das die Allmacht des hyperaktiven Staatschefs Nicolas Sarkozy ein wenig auszubremsen vermag. Ségolène Royal, die einst dem liberal-konservativen Premier Raffarin die Macht in seiner angestammten Domäne Poitou-Charentes mit einer beispiellosen Überraschungs-Campagne zu entwenden vermochte, eroberte damit erst eine soli-

de Ausgangsbasis für ihren Kampf ums Amt des Staatspräsidenten, den sie keineswegs haushoch verloren hat. Sie war klug beraten, auf ein Mandat in der Pariser Nationalversammlung zu verzichten, vielmehr ihre Strategie zur Eroberung der Parteiführung solide in ihrer Region zu verankern. Es versteht sich, dass Nicolas Sarkozy die Dezentralisierung keinesfalls mit Passion vorantreiben wird. Am liebsten würde er sie, auf Effektivität im kurzen Anlauf bedacht, zum guten Teil wieder zurücknehmen. Das wird dem schnellen Taktiker nicht gelingen. Die Sozialistin Royal weiß genau genug, dass ihre Partei – die in keinem guten Zustand ist – nur eine Zukunft hat, wenn sie sich mit den Traditionen der Regionen und Provinzen versöhnt – mehr noch: sie zum Fundament ihrer nationalen und europäischen Anstrengungen macht. Das gilt nicht nur für Frankreich. Auch in der Bundesrepublik Deutschland hat die SPD nur eine Chance, in Berlin eine Mehrheit zurück zu gewinnen, wenn sie in der Lage ist, einige der Länder zu erobern, die Traditionsstadt Hamburg zuerst.